

30. 12. — 1. 1.: Mit 12 Teilnehmern läuft die Freizeit recht gut. Alle sind sehr offen und arbeiten nach besten Kräften mit. Inhaltlich geht es um das Mitarbeitersein, persönliches Bibelstudium und die Vermittlung des Evangeliums. Silvestertanz muß natürlich auch sein, aber es gibt auch einen Abend, an dem wir in den Häusern von einigen Bekannten singen. Sehr erstaunlich ist, daß und *wie* die Leute Auslegungen in den Andachten machen. Mit dieser Freizeit scheint ein guter Anfang gemacht zu sein.

2. 1.: Generalversammlung der Gemeinde. Der Gemeindepräsident verzichtet auf Arbeitsberichte. Es werden einige technische und geschäftliche Fragen besprochen, die sich lange hinziehen.

3. 1.: Großes Rätselraten um einen anonymen Brief, der an die Generalversammlung gerichtet war, aber nicht vorgelesen wurde. Der Brief enthielt u. a. starke Angriffe gegen das viele Geld von außen und das „schöne Zentrum“. Abends machen wir mit den Schwestern noch den Bericht über die „Ausweisungen der Landbesetzer“: Wir kommen zu starken Schlußfolgerungen:

1) Während einflußreiche Leute sich etliche Grundstücke reservieren (es ist die Rede davon, daß sich einer 100 Grundstücke gesichert hat), bleibt anderen keine andere Möglichkeit, als einfach Land zu besetzen.

2) Die Regierung wendet die Gesetze je nach eigenen Interessen an. Sie verbirgt ihre Schwäche hinter der Anwendung von Macht.

3) Es ist schwer, ja fast unmöglich, in einen Dialog mit den Verantwortlichen zu treten.

4) Es wurde in eindrucksvoller Weise die Einheit der lutherischen und katholischen Kirche mit dem Volke deutlich in diesem Kampf um ein menschliches, schöpfungsgemäßes Leben.

4. — 6. 1.: Mein Bruder und ich verbringen einige Tage mit unserem Gemeindepräsidenten auf seinem Land und arbeiten mit ihm in der Plantage.

7. 1.: Planungsgespräch mit den Schwestern über die Arbeit in den nächsten Monaten.

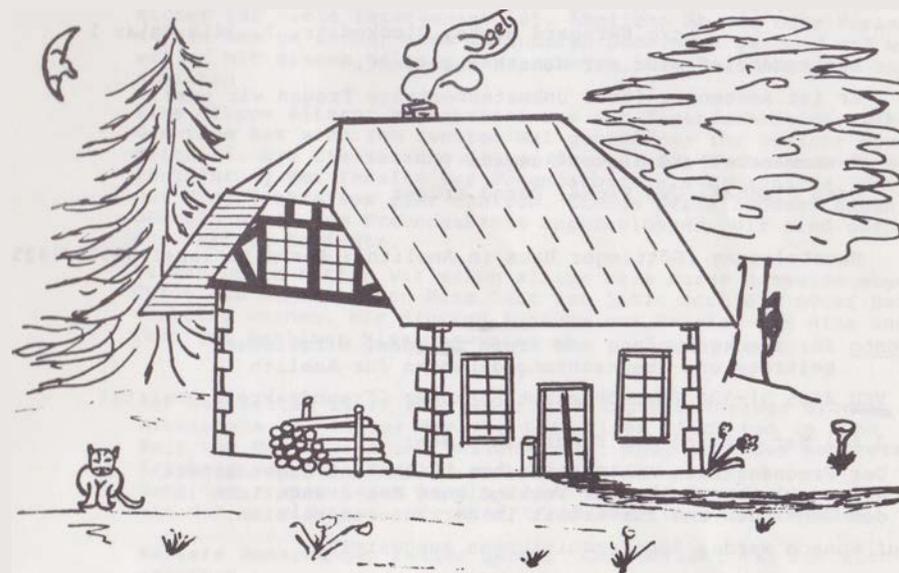
8. 1.: Jugendstunde.

9. 1.: Gottesdienst. Abfahrt der Schwestern in den Urlaub. Wir werden jetzt für ca. 4 Wochen hier die einzigen hauptamtlichen Mitarbeiter sein.

NR. 16

Mai 1983

AMELITHER RUNDBRIEF



Mission • Laienarbeit • Jugendarbeit

hrsg. vom Freundeskreis AMELITH e.V.

INHALTSVERZEICHNIS

Gedanken zu 2.Kor.1,24	S	4
Asylbewerber in Göttingen	S	5
Der Frieden - eine Bekenntnisfrage?	S	8
Verantwortung nach der Jugendarbeit 2. Alt-Albanesen-Treffen	S	0
Als Lehrer nach Äthiopien	S	1
Eine Lebensgeschichte aus Äthiopien	S	2
Aus dem Tagebuch eines Missionars	S	4

Amelither Rundbrief Nr. 16 / Mai 1983

Herausgegeben vom Freundeskreis Amelith e.V.

c/o Bernhard Hecke, Glockenstr. 7, 3418 Uslar 1

Der Rundbrief wird auf Wunsch zugesandt.

Er ist kostenlos (über Unkostenbeiträge freuen wir uns).

Zusammenstellung dieser Ausgabe:

Otto Fischer, Uwe Klose, Bernd Krüger

Hausbelegung (Göttinger Haus in Amelith): Bernd Schiepel 05509/1825

Konto für zweckgebundene und freie Spenden, Mitglieder-
beiträge und Übernachtungsgebühren für Amelith
NEU 4885 51-306 Postscheckamt Hannover (Freundeskreis Amelith)

§ 3 (1) der Satzung des Freundeskreises:

" Der Freundeskreis Amelith fördert Laien- und Jugendarbeit der
ev.-luth. Kirche zur Verkündigung des Evangeliums in den
Gemeinden und zur Arbeit in der äußeren Mission. "

Auf Wunsch werden Spendenquittungen ausgestellt.

Redaktionsschluß für den Rundbrief Nr. 17: 15. Juli 1983

IN EIGENER SACHE

Liebe Leser!

Dieses Heft beginnt mit einer Andacht, die auf dem Südafrika-Seminar des Freundeskreises im letzten Jahr gehalten worden ist. Bei der Gelegenheit kann darauf hingewiesen werden, daß zu einem ähnlichen Wochenende jetzt am 3.-5.Juni vom "Missionsarbeitskreis für Studenten und Berufstätige" eingeladen wird. Die nächste Freizeit des Freundeskreises zum Thema Südafrika wird wieder in Bursfelde stattfinden, und zwar am 18.-20. November 83.

Der Text von Pastor Wellmann auf Seite 6 zur Asylbewerberbehandlung in Göttingen behandelt sicher ein ungewohntes und unbequemes Thema, das auch in ungewöhnlicher Form, mit einer Kundgebung und anschließender Demonstration, angesprochen wird. Diese Form begründet sich aus dem Anliegen der Veranstalter, auf die großen Schwierigkeiten der Asylbewerber in der Öffentlichkeit hinzuweisen. Die Aufgabe des Mahners in der Welt ist von der Kirche schon oft in Denkschriften o.ä. wahrgenommen worden. Hier richtet sich die Mahnung vor allem an die Menschen in der Göttinger Gegend, nicht über "die Armen" unter ihnen hinwegzusehen.

Auf Seite 8 ist der Bericht von einem Gemeindeabend in Hardeggen abgedruckt. Er wurde in den Rundbrief hereingenommen, weil das Thema - christliche Stellungnahmen in der Friedensdiskussion - sicher für viele interessant ist. Ähnliche Abende oder Veranstaltungen hat es sicher auch in anderen Gemeinden gegeben und wir wollen mit diesem Beitrag dazu anregen, uns Berichte dazu zu schicken.

Eine Gruppe älterer Mitarbeiter aus der Jugendarbeit der Albani-Gemeinde hat sich zum zweiten Mal getroffen; ihr Bericht steht auf Seite 10. Die Zielsetzung dieser Gruppe, die Suche nach einer Fortführung der Inhalte der Jugendarbeit als Erwachsene, ist der des Freundeskreises sehr ähnlich. Einige der Albanesen haben sich deshalb schon dem Freundeskreis angeschlossen. Wir sind gespannt auf weitere Berichte.

Zu Äthiopien hatten wir schon einige Male kurze Hinweise abgedruckt. Durch die Ausreise von Nina Dürr ist jetzt noch ein neuer Bezug hergestellt worden. Wir drucken Auszüge aus Briefen von Nina und einen Text des Berliner Missionswerkes ab.

Auf den Seiten 14 ff schließen sich Tagebuchauszüge eines Missionars an. Dieser Bericht läßt einen Blick tun in eine Welt von Not, Elend und Unsicherheit: aber auch des konkreten Erlebens von Gemeinschaft und Nahe Gottes.

Nach dem ersten Lesen kann man nur betroffen und schweigend mit dem vergleichen, wie hier "Probleme" bewältigt werden.

Weitere Bemerkungen fallen schwer. Der Bericht mag für sich sprechen.

(d. Red.)

Wir wollen euch zur Freude verhelfen

Gedanken zu 2.Kor.1,24: "Nicht als ob wir Herren über euren Glauben wären, sondern wir wollen euch zur Freude verhelfen, denn im Glauben steht ihr ja fest."

Als Andacht gehalten auf dem Südafrikaseminar des Freundeskreises im November 1982.

Der zweite Korintherbrief hat einen bestimmten Hintergrund. Judenchristliche Gnostiker hatten das Apostelamt Paulus bestritten, die Gemeinde Korinth aber stand in der Mehrheit noch hinter Paulus. Nachdem er durch Titus davon gehört hatte, schrieb er aus Ephesus diesen Brief.

Für uns, die wir uns mit der Situation der Gemeinden in Südafrika beschäftigen, stellt sich die Frage: Wer wird eigentlich mit diesem Text mehr angesprochen, wir hier in der Bundesrepublik oder die südafrikanischen Gemeinden? Schreiben wir diesen Brief oder bekommen wir ihn? Zuerst identifizierte ich mich mit dem Schreiber des Briefes und dachte an Missionare, die dort sind, von uns geschickt. Doch welche Arroganz fand ich dann dahinter: wie sollten wir etwas sagen zum Glauben der anderen und ihn beurteilen? Die Beurteilung "im Glauben steht ihr ja fest" erscheint mir als eine sehr väterliche Aussage von jemandem, der den Glauben seit langem kennt, zu einem, der dabei noch Anfänger ist: als wäre der Glaube ein Gut, was man hat, sicherer oder weniger sicher.

Ich habe dann mal überlegt, wie es wäre, wenn wir diesen Brief aus Afrika bekämen, also ein Brief von einer schwarzen Gemeinde an uns in der Bundesrepublik. Wie könnten uns diese Gemeinden zur Freude verhelfen? Haben sie mehr Freude durch den Glauben, mehr Wissen im Glauben? Bei meinem Besuch in Südafrika habe ich manchmal nach einem Gottesdienst die Frage gestellt bekommen: "Did you enjoy it?" und dies war eine ganz neue Frage für mich, die ich gewohnt war, vom Gottesdienst Besinnung und Aufbauendes zu erwarten, nicht aber, daß Gottesdienst Spaß machen sollte. Kurz danach habe ich auf einem Seminar in Swaziland ein Gespräch zu der Frage erlebt: Freuen wir uns, daß wir Christen sind? Für viele schwarze Christen ist dies überhaupt keine Frage: natürlich freue ich mich. Der Glaube bedeutet Sinn, Freude, Gemeinschaft, Trost. Das ist doch furchtbar einfach. Mir dagegen geht es ja oft so, daß ich das Gefühl habe: so richtig freuen darf ich mich doch gar nicht, wenn ich an das Leid in der Welt denke. Das geht doch nur, wenn ich das alles verdränge, wenn ich nicht mehr an die Arbeitslosigkeit und an die atomare Bedrohung denke und nicht mehr an die gefolterten Gefangenen und ihre Familien, an Ehepaare in Südafrika, die sich aufgrund der politischen Situation nur ein paar Mal im Jahr sehen. Wenn ich das alles verdränge, nicht in die Zeitung schaue und im Wald spazieren gehe, ohne die sterbenden Bäume zu bemerken, dann kann ich ja fröhlich sein und ein Lied der Freude singen. Aber ich denke, dies ist ein Trugschluß, der öfter gemacht wird. Freude und Leid werden als diametrale Gegensätze verstanden. Können Leidende sich freuen? Können wir uns freuen, wenn wir wissen, daß gelitten wird?

Ich habe in Südafrika dazu ein paar schöne Erfahrungen gemacht, die mir die Gewißheit gaben, daß Leid und Freude sich nicht ausschließen. Deshalb möchte ich von der Atmosphäre erzählen, die ich in den Morgenandachten des Südafrikanischen Kirchenrates erlebt habe. Die

eine halbe Stunde und beten, singen und meditieren gemeinsam. Ein großer Teil von ihnen hat schon Erfahrungen mit der Justiz gemacht, war schon im Gefängnis gewesen, ist gefoltert worden oder schon mehrfach gebannt gewesen. Alle haben gute Bekannte, denen gleiches im Augenblick womöglich widerfährt.

Aus diesem Kreis von Leuten strahlt so etwas von Freude aus und Sicherheit, die geradezu ansteckend ist. Vielleicht ist es das Wissen, daß Gott das Elend kennt und Gott selbst in diesem Elend leidet, was in diesen Minuten am Morgen so eine Stimmung von Glück und Gemeinschaft vermittelt. Eine Frau wird vom Generalsekretär des Rates öffentlich begrüßt, sie ist von einer Reise zu einer Konferenz für Helfer von politischen Gefangenen und ihren Familien zurückgekehrt. Nach der Andacht wird sie von mehreren umarmt. Der Gesang ist mehrstimmig und vermittelt eine getragene und fröhliche Atmosphäre der Gemeinschaft.

Das war die Erfahrung, bei der ich gemerkt habe: Freude und Leid bilden gar keinen Widerspruch; es gibt genauso, wie es eine billige, alles übersehende Gnade gibt, auch ein billiges Leiden, das nur den Jammer der Welt sucht, oft ein Jammer um mich selbst, den ich aber nicht mit mir, sondern mit dem Leid anderer legitimiere. Demgegenüber möchte ich feststellen: es ist nicht nur erlaubt, es ist auch notwendig, daß wir uns freuen trotz des Leides, das wir erfahren oder sehen.

Die oft gestellte Frage: "Seit ihr fähig, mit dem geschundenen Bruder zu leiden?" muß ergänzt werden mit der Frage: "Seid ihr fähig, euch an dem Glück afrikanischer Gemeinden, an dem Erleben der Gemeinschaft Christi mitzufreuen?"

Heidi Klose

ASYLBEWERBER IN GÖTTINGEN

Aus dem Text der Rede von Pastor Wellmann auf der Kundgebung auf dem Göttinger Marktplatz am 30.4.83

Pastor Knut Wellmann arbeitet in der Göttinger Jacobigemeinde und ist daneben besonders mit der Arbeit mit Ausländern beauftragt worden. Er ist deshalb auch mit der Situation derer konfrontiert, die in der Bundesrepublik um politisches Asyl gebeten haben und bis zur Entscheidung über ihren Antrag in Zentralwohnheimen wohnen müssen, von denen eines auch in Göttingen steht. Um

die Verhältnisse in dieser Sammelunterkunft der Öffentlichkeit vor Augen zu stellen und vielleicht mit größerer Unterstützung etwas ändern zu können, hat der Göttinger Arbeitskreis für Asylbewerber am 30. April zu einer Demonstration vom Markt in Göttingen zu dieser Unterkunft aufgerufen. Pastor Wellmann war einer der Verantwortlichen; wir drucken den Text, den er zu Beginn der Kundgebung auf dem Markt verlesen hat, ab, weil wir seine Bitte um Aufmerksamkeit auf das Schicksal der Asylbewerber in unserem Land an die Leser des Rundbriefes weitergeben möchten. (d. Red.)

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, der "Göttinger Arbeitskreis für Asylbewerber" - eine Initiative verschiedener Gruppen und Personen, die sich in der Jacobigemeinde treffen - bittet Sie um Ihr Gehör und nach Möglichkeit auch um Ihre Teilnahme an unserer heutigen Demonstration. Es ist das 1. Mal, dass wir eine Demonstration beantragt haben und durchführen - und wir sind dabei sicher noch etwas ungeschickt. Aber wir glauben, dass wir zusammen eine Situation die uns als Göttinger, als Deutsche und, wenn wir es sind, als Christen betrifft, sehen und ändern müssen.

Sie wissen vermutlich, dass in der Hannoverschen Strasse, im ehemaligen Hotel Astoria, eine Zentralunterkunft für Asylbewerber eingerichtet ist. Dort sind 140 Asylsuchende aus 18 Ländern untergebracht und warten ein, zwei oder mehr Jahre auf die endgültige Entscheidung über ihren Asylantrag. Die Zentralunterkünfte sind eine Erfindung bzw. Maßnahme der vorigen und der jetzigen Regierung, die - wie offiziell gesagt wird - der Abschreckung dienen soll. Es soll sich in der Welt herumsprechen, dass es nicht leicht ist, in Deutschland Asyl zu finden. Wir wissen, dass politische Flüchtlinge und Flüchtlinge aus wirtschaftlicher Not bei uns um Asyl bitten. Wir wissen auch, dass wir nicht alle wirtschaftlichen Flüchtlinge bei uns in Deutschland aufnehmen können. Aber wir meinen, dass beide - ob sie bleiben oder nicht - menschenwürdig behandelt werden müssen, solange sie bei uns sind. Und das ist nicht mehr der Fall.

Die Flüchtlinge wohnen zusammengedrängt auf engstem Raum. Sie müssen sich um die paar vorhandenen kleinen Einzelzimmer streiten. Aber sie können die Spannungen, die in jeder solchen Situation entstehen, nicht besprechen, weil sie viele verschiedene Sprachen sprechen. Offiziell ist ihnen verboten, Deutsch zu lernen, damit sie keine Kontakte nach außen knüpfen und ja nicht Fuß bei uns fassen können. Sie dürfen nicht arbeiten, nicht einmal ihre Lebensmittel selbst einkaufen (und sei es mit Gutscheinen) - sie dürfen nur Billard, Tischfußball und Tischtennis spielen: ein Jahr, zwei Jahre oder noch länger. Sie kriegen ein winziges Taschengeld und haben vor allem nicht im entferntesten die Mittel, um mit Hilfe eines Anwalts angesichts der Nein-Haltung unserer Behörden um ihr Asylrecht zu kämpfen. Wie viele Anwälte gibt es, die schnell handeln und viel tun (und beides ist in ihrem Fall oft nötig) für kein Geld?

Das "Hotel" wird privat betrieben, d.h. es soll für die Betreiberin Gewinn abwerfen. Reparaturen, für die die Betreiberin öffentliche Gelder bekommt, werden kaum durchgeführt. Die Erfahrung zeigt, dass die Angestellten des Hauses - vor allem die verantwortlichen - ständig in Gefahr sind, ausgewechselt zu werden, wenn sie nicht den Interessen der Betreiberin entsprechen. Der vorletzte Heimleiter, der die Asylbewerber schamlos ausnutzte und erpresste, wurde erst entlassen, als die Presse Krach schlug. Unter dem jetzigen Heimleiter atmete das Haus auf. Das konnten wir selbst beobachten. Er wurde in diesen Tagen - noch in der Probezeit - gekündigt. Im Kündigungsschreiben der Betreiberin wird ihm ganz stark auch mangelnde Aufsicht über die Hygiene, die Sauberkeit im Haus vorgeworfen. In den gleichen Tagen wurde das Haus von der Bezirksregierung in Braunschweig als in der Hygiene vorbildlich für andere solche Häuser gelobt. Hinter den angegebenen Kündigungsgründen müssen also andere stehen. Wir vermuten die Gewinnsucht der Hotelbesitzerin, da wir überzeugt sind, dass sich bei gutem Willen andere Beanstandungen ohne weiteres durch Gespräch und Zusammenarbeit hätten beheben lassen können.

Die Asylbewerber bitten fast vollzählig darum, dass der jetzige

Heimleiter, Herr Lange, bleibt, und wir wollen uns mit unserem Protestgang mit ihnen solidarisieren. Wir wollen Sie, liebe Mitbürger und Mitbürgerinnen, nicht auf die Barrikaden rufen oder zu Steinwürfen einladen, sondern bitten, mit uns nachzudenken und einen Zustand zu prüfen und mit uns Menschenwürde und Gerechtigkeit zu erbitten und zu fordern, wo sie nicht mehr gegeben sind. Unser Protest richtet sich gegen alle Zentralunterkünfte, denn der traurige Göttinger Zustand gilt in eingeweihten Kreisen noch als rühmliche Ausnahme - d.h.: würden die Asylsuchenden, vielleicht sogar zwangsweise, anderswohin verlegt, hätten sie es noch schlimmer. Dabei kostet die Unterkunft in den Zentralunterkünften den Steuerzahler doppelt so viel wie wenn die Asylbewerber privat wohnten. Und es würde sich trotzdem im Ausland herumsprechen, dass wirtschaftliche Not kein Grund ist, um in Deutschland bleiben zu können.

Wir denken, dass wir Deutsche mit der Behandlung der Ausländer auf einem falschen Weg geraten sind. Während eines 11-jährigen Aufenthalts in Südamerika habe ich gesehen - und man kann es in statistischen Büchern nachlesen -, wie sehr auch wir Deutschen vor der Armut der Völker in der 3. Welt profitieren. Der Gewinn ist immer größer als der Einsatz. Das müssen wir doch auch bedenken und zugeben, wenn wir finden, dass die Ausländer bei uns eine Last sind. Wir sind - umgekehrt - den Armen im Ausland eine Last.

Wir meinen, in einer Stadt wie Göttingen müssen wir - wenn nicht aus anderen Gründen, dann schon deshalb auf gerechte, menschenwürdige Zustände achten, weil Göttingen wie ein Glashaus für ausländische Augen ist. Wie viele ausländische Studenten tragen unsere Zustände in die Welt hinaus. Wir haben einen Namen zu verlieren oder müssen ihn retten: als Göttinger, als Deutsche und sicher auch als Christen. Es ist unser aller Problem. Kann ein Zustand wie der in den Zentralunterkünften und im Hotel Astoria, der ganz natürlicherweise z.B. auch zur Prostitution führt, die letzte Weisheit einer so betont christlichen Regierung wie der unsrigen sein? Ja, wir fürchten, dass zwischen der Behauptung der Khomeiniregierung, dass Folter ein Heilmittel der Gesellschaft ist, und unserem Konzept, dass Abschreckung unsere deutsche Gesellschaft heilen helfen soll, eine - wenn auch noch so entfernte - Verwandtschaft besteht.

Die Bezirksregierung in Braunschweig ist bereit, die Trägerschaft für das Hotel Astoria der Stadt Göttingen zu übergeben, ohne dass der Stadt Kosten entstehen. Aber die Stadt lehnt ab, um sich die Hände an einer solchen Einrichtung, gegen die sie grundsätzlich ist (obwohl sie von den eigenen Parteien in der "Regierung geschaffen worden ist) nicht schmutzig zu machen. Die Bezirksregierung ist bereit, die soziale Betreuung im Haus einem Wohlfahrtsverband wie etwa der Kirche zu übertragen. Dann wären die Sozialarbeiter und durch sie die Hausbewohner nicht mehr ungeschützt den Gewinninteressen der Betreiberin ausgeliefert. Wir möchten Sie mit unserer Kundgebung und Demonstration bitten, mit uns nachzudenken, auch in Ihren Organisationen, Gemeinden oder Parteien. Wir bitten Sie, miteinander darüber zu sprechen und uns zu helfen, so schnell wie möglich den Boden für etwas Besseres vorzubereiten.

DER FRIEDEN - EINE BEKENNTNISFRAGE ?

Ein Diskussionsabend im Hardegger Gemeindehaus am 28. März 83

Der Abend war organisiert worden von Mitarbeitern des Jugendzentrums Hardeggen, die Leitung des Abends aber lag fest in der Hand von Pastor Hans-Jürgen Kutzner aus Fredelsloh, der gemeinsam mit den Referenten das Podium bildete. Als Referenten waren eingeladen Frau Karin Grunau, Vikarin in der reformierten Gemeinde Bovenden, Dominique Germeshausen, Dominikaner und Pfarrer in der kath. St. Godehardgemeinde in Göttingen und Pastor Fischer aus der ev.-luth. Gemeinde in Hardeggen.

Die erste Dreiviertelstunde war ausgefüllt durch die Darstellung der Stellungnahmen der von den Referenten vertretenen Konfessionen. In der reformierten Kirche gibt es die im Sommer 1982 von Leitungsgremium des reformierten Bundes in der Bundesrepublik, dem sog. Moderamen, verabschiedete Erklärung "Das Bekenntnis zu Jesus Christus und die Friedensverantwortung der Kirche", die Frau Grunau vor allem darstellte. Diese den Gemeinden zur Diskussion gegebene Schrift hält im Gegensatz zur Denkschrift der EKD vom Herbst 1981 die Entwicklung und Stationierung von Massenvernichtungsmitteln für unvereinbar mit dem Glauben an Christus. Sie erklärt die Friedensfrage zur Bekenntnisfrage, zum "status confessionis" und knüpft damit an die Ausrufung des status confessionis durch die Barmer Erklärung 1933 an. Damals begann mit der Ablehnung der Arierparagraphen für den kirchlichen Raum die bekennende Kirche im 3. Reich.

Demgegenüber stellte Pastor Fischer den Standpunkt der EKD-Denkschrift "Frieden wahren, fördern und erneuern" dar, die nach Abwägung der unterschiedlichen Positionen in der Frage des Friedens zu dem Schluß kommt, daß der Versuch, den Frieden mit der Androhung der Verwendung von Atomwaffen zu sichern, als eine weiterhin noch mögliche Handlungsweise anzuerkennen ist. Voraussetzung dazu sei, daß praktische Anstrengungen zu einer Kriegsvermeidung gemacht würden. Pastor Fischer faßte die sich aus der Denkschrift ergebenden Aufgaben für die Kirche mit drei Forderungen zusammen, die die Kirche erheben müßte: die Forderung nach politischer Kooperation, nach defensiven Waffen und nach ernsthaften Rüstungsverminderungsanstrengungen.

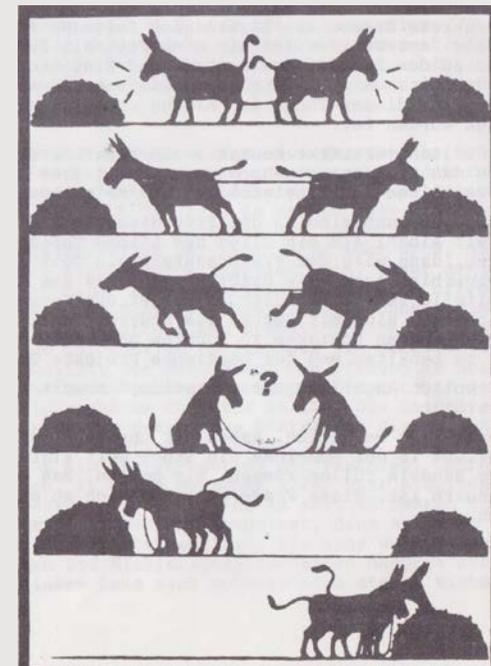
In einer schwierigen Lage war Pfarrer Germeshausen, der gleich betonte, er könne mit der Haltung der offiziellen kath. Kirche in der Bundesrepublik nicht übereinstimmen. Er verwies auf die Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, die praktisch die NATO-Auffassung, wie sie im "Doppelbeschuß" zum Ausdruck kommt, bekräftigt, und beschleunigte den deutschen Bischöfen, sie würden zur Aufrüstung "ein klares Ja" sprechen. Der Dominikaner stellte daneben andere Positionen in der kath. Kirche, so den geplanten Hirtenbrief der amerikanischen Bischöfe, die die Aufstellung neuer Atomwaffen ablehnen.

Die Diskussion, die anschließend einsetzte, wurde sehr lebhaft und war bald von starken Gegensätzlichkeiten geprägt. Pastor Fischer stieß mit seiner These, Christen sollten sich mit Fragen, nicht aber mit Forderungen an die Politiker wenden, bei einigen Besuchern auf Widerspruch, die nach einer eindeutigen Stellungnahme der Kirche unabhängig von politischen Machtverhältnissen verlangten. Der Behauptung aus dem Publikum, Christus habe sich ja auch nicht in die römische Politik eingemischt und etwa die römische Aufrüstung verurteilt, stellte Pfarrer Germeshausen die Eindeutigkeit gegenüber, mit der die frühe Christenheit einen Waffendienst für Getaufte für unmöglich hielt. So werde heute in der kath. Kirche z.B. der hl. Sebastian

verehrt, der wegen seiner Verweigerung des Kriegsdienstes von den Römern hingerichtet worden sei. Frau Grunau beantwortete eine Frage, ob denn nicht Christen eine vernünftige Politik befürworten sollten, anstatt so verrückt zu sein und einseitige Abrüstung zu verlangen, mit der heftigen Reaktion, sie halte die gegenwärtige Politik, immer mehr Ressourcen in die Rüstung zu stecken, auch für verrückt. Während Pastor Fischer zunächst dazu aufrief, sich an die Seite der mit dem Frieden befassten Politiker zu stellen, mit ihnen einen Konsens zu suchen, und deshalb keine Maximalforderungen zu erheben, und dann deutlich machte, daß er die Wahrung und den Schutz unserer Freiheit bei den Amerikanern "noch in guten Händen" sehe, erklärte die Vikarin, sie fühle sich von allen existierenden Waffen bedroht.

Als gegen Ende des Abends die Frage gestellt wurde, wie sich die Kirchen im Falle eines begonnenen Krieges, d.h. nach dem Angriff einer Seite, verhalten würde, fiel den Referenten die Antwort schwer. Pfarrer Germeshausen meinte zynisch, die Kirche werde das tun, was sie immer im Krieg getan habe: die Toten beerdigen und die Lebenden trösten. Diese wenig trostreiche Antwort kennzeichnet auch etwas die Ratlosigkeit, die die Diskussion hinterließ: am Schluß war keine Einigung oder Annäherung der verschiedenen Standpunkte bei Zuhörern und Referenten zu spüren. Aber es ist an diesem Abend die Bereitschaft deutlich geworden, die andere Meinung zu hören und zu diskutieren. Der eigentliche Streitpunkt war im Grunde die Frage, welche Aussage die Bibel zur Friedensfrage heute macht. Dieses Fragen nach dem Willen Gottes in unserem Leben macht ja gerade unsere christliche Existenz aus. Das Gespräch darüber ist deshalb, auch wenn es kontrovers geführt wird, ein Schritt auf dem Weg zu einem lebendigen Gemeindeleben. Insofern ist der Hardegger Abend auch ohne vorzuweisendes Ergebnis gelungen und sollte kein einzelnes Ereignis bleiben.

uk



VERANTWORTUNG NACH DER JUGENDARBEIT

Bericht vom zweiten Treffen der Ehemaligen und Älteren von Albani

Vom 8.4. bis zum 10.4.83 fand in Bursfelde unser zweites "E + Ä - Treffen" statt unter dem Thema: Wie können wir Verantwortung wahrnehmen in der Gemeinde?

Der Schwerpunkt lag diesmal mehr bei der konkreten Gestalt der Verantwortung; auf unserem ersten Treffen hatten wir uns um die Klärung der einzelnen Standpunkte und um den Austausch untereinander bemüht. Dennoch ging es bei der Bibelarbeit am Samstagvormittag über Psalm 1, die Friederike Schmidt-Harries hielt, gerade um unseren inneren Antrieb zur verantworteten Tat. So wird dort aufgerufen zu einem Leben in der Nähe Gottes, das ein eindeutiges Leben sein kann, das bestimmt ist von der Sehnsucht zu Gott und Gottes Sehnsucht zu uns. Diese Sehnsucht treibt den Menschen, sein Verhältnis zu Gott beständig zu gestalten und daraus dann auch Frucht zu bringen zur Ehre Gottes.

Vom Samstagnachmittag bis zum Sonntagvormittag besprachen wir unsere konkreten Pläne. So waren Bernhard Hecke und Heidi Schröder gekommen, um über den Freundeskreis Amelith zu berichten; außerdem kamen dabei unsere Richtlinien zur Sprache. Zum Schluß berichtete uns Angelika Krug von ihrem Projekt in Südafrika. Sie will mit Ilse-Marie Hiestermann, einer Kindergärtnerin, nach Südafrika ziehen, weil es dort sehr wichtig ist, zu zeigen, daß man als Christ nicht nur Pastor werden muß. Das Sprachstudium (Setswana) wird nicht finanziert; um aber als Ärztin den Schwarzen wirklich helfen zu können und ihnen nahe zu sein, genügt die englische Sprache nicht. Die genügt nur für trockene Informationen, den Menschen erreicht man nur in seiner Muttersprache.

Als konkrete Ergebnisse lassen sich folgende Punkte festhalten:

- Anfang September wollen wir eine Freizeit für Ältere durchführen zu dem Thema: Gemeinschaft und Einsamkeit nach der Jugendarbeit, um z.B. durch Berichte von Ehemaligen aufzuzeigen, wie dieses Thema im "Alltag ohne Jugendarbeit" bewältigt worden ist.

- Wir wollen verstärkt Kontakte zum Mitarbeiterkreis in Albani und zu den Kreisen aufnehmen und, soweit dies gewünscht wird, auf Freizeiten mit Bibelarbeiten und Referaten mitarbeiten.

- Einige von uns sind in den Freundeskreis Amelith eingetreten. Wenn wir Albani als ein Glied des Leibes Christi, der Kirche ansehen, dann wäre der Freundeskreis ein Teil der inneren Körperverbindungen, die dafür sorgen, daß das Ganze nicht in Einzelteile zerfällt. Außerdem bietet der Freundeskreis die Möglichkeit, sich mit Leuten aus anderen Gemeinden auszutauschen, mit Missionaren Kontakte zu knüpfen und damit die Mission im Blick zu behalten und für bestimmte Projekte Geld zu spenden.

- Wir wollen Angelikas Sprachstudium, - soweit es geht, finanziell unterstützen.

Insgesamt, so meine ich, haben wir unsere Frage nach der Verantwortung in der Gemeinde ein Stück weit klären und mit konkretem Handeln füllen können. Wir hoffen, daß dies ein Ansporn für andere ist, diese Frage auch für sich zu einer Lösung zu führen.

Bertram Heyn

Als Lehrer nach Äthiopien

Der Amelither Rundbrief will dem Austausch und der gegenseitigen Information der Mitglieder und Freunde des Freundeskreises Amelith dienen. Weil im Laufe der Zeit die persönlichen Kontakte oft geringer geworden sind, ist der Rundbrief vielleicht auch eine Möglichkeit für ehemalige Mitarbeiter, sich nicht aus den Augen zu verlieren. So werden viele, die Nina Dürr von früher kennen, ihre Ausreise nach Äthiopien nicht erfahren haben. Wir haben deshalb die Community in Hermannsburg gebeten, uns etwas dazu zu schreiben. Für die Nicht-Eingeweihten ein kurzer Hinweis: Nina Dürr ist zusammen mit ihrem Mann Ekkehard und ihren zwei Kindern Mitglied der Community Hermannsburg/Bückeburg. Vorher haben Ekkehard und Nina als Jugendwartsehepaar im Kirchenkreis Uslar und dann in der Gemeinde Albani (Göttingen) gearbeitet. d.red.

Nina Dürr ist seit Februar 1983 in Äthiopien. Sie wird dort im Dienst der Hermannsburger Mission in Aira Missionarskinder unterrichten und ca. 15 Monate dort bleiben. Zunächst mußte sie in der Hauptstadt Addis Abeba lange auf die Einreisegenehmigung ins Inland warten. Dort knüpfte sie Kontakte zu den Missionaren, die u.a. am theologischen Seminar Mekanissa der Mekane-Jesus-Kirche arbeiten. Aus dieser Zeit stammen die folgenden Briefauszüge. Inzwischen wissen wir, daß Nina gut in Aira (in Wollega) angekommen ist.

14.2.83

Ich lebe hier in Addis auf dem Compound mit anderen Missionsmitarbeitern, sehr schön, aber eben in europäischer Enge. Manchmal bin ich auch außerhalb unterwegs. Da liest man auf roten Spruchbändern "Ethiopia - motherland or death". Das unter Menelik II 1870 geeinte Äthiopien ringt um Einheit, aber dazu gehören auch Lebensmittelkarten, Schlange stehen und viele Bettler. Mein Zimmerfenster geht auf den Zaun des Compound. Dahinter Wellblechsiedlung, eine kleine Moschee. Der Murazin brüllt durch Lautsprecher Suren und Gebet viermal täglich. Das ist Religion, die man mitkriegt. Auch die Feste der Orthodoxen (viele Kleine Heiligenfeste) sind immer irgendwo in der großen Stadt vorhanden.

19.2.83

In diesem Brief will ich Euch einiges aus der Zeit berichten, die ich im Mekanissa-Seminar verbrachte. Am ersten Abend war ein Studententmeeting. Der Missionar Hartmut Schönherr hatte eine Gruppe von 12 Leuten, die sehr herzlich und frei in seinem Haus zusammensaßen. Die innere Lage des Seminars ist seit einigen Jahren geistlich sehr gut geworden. Die Existenzsorgen der Leute sind aber groß, denn sie wissen, daß die Kirche sie nicht mehr einstellen kann, außer denjenigen; die schon als Laien in einer Position waren und da noch offene Türen haben; sie kehren zurück. ...H. Schönherr zeigte den Studenten eine Holzfigur aus Tansania. Das Holz hatte einen schwarzen Kern und eine dicke weiße Schicht darum. Aus der dunklen Holzart war ein Christuskopf teilweise herausgeschnitten, der dann durch die Öffnung im helleren Holz herauschaute. Der Gedankengang des Gesprächs ging um das Menschenleben - die Schale - und um Christus in ihm. Die Studenten sprachen dabei über den Druck von außen, das Mißtrauen, die Sorgen, die das Innere nicht nach außen dringen lassen...

Einige Tage später ein prayer-meeting mit Pastoren, Lehrern, Schwestern und Projektleitern. Es waren Menschen aller hier arbeitenden Kirchen dabei. Diese Gebetsgemeinschaft gibt es seit 60 Jahren hier ununterbrochen. Es wurde ein Bibeltext ausgelegt, dann Anliegen gesammelt und dann Gebetsgemeinschaft gehalten: Die sehr verschiedenen Hintergründe der Kirchen und Missionsgesellschaften machten sich bemerkbar, aber es war in diesem Land auch schnell eine starke Einheit im Gebet zu spüren.

Der Brief von Nina Dürr ist ein Anlaß, noch einmal auf den unerklärten Krieg hinzuweisen, der in Äthiopien herrscht. Gunnar Hasselblatt vom Berliner Missionswerk hat in Äthiopien als Missionar gearbeitet und setzt sich mit allen Kräften dafür ein, daß der Völkermord in diesem Land bekannt wird und daß dagegen eingeschritten wird. Wir drucken einen Artikel von ihm ab aus der Zeitschrift "mission" des Berliner Missionswerkes.



Mit einem Steinwurf treffen wir zwei Vögel

Heute kommt die Lebensgeschichte von Ibrahim Ali Osman, einem jungen Mann aus Südäthiopien, aus

dem Oromoland, in die gute Stube oder in die Amtsstube der Leser des Missionsblattes. In der letzten Ausgabe berichteten wir von dem Priester Asgelle Gebre Selassie, der sich in den Sudan retten konnte, nachdem er mit Gewalt aus seiner Heimat Tigray, im Zentrum des Vielvölkerstaates Äthiopien, fortgebracht und zum Gummi-Arabicum-Sammeln in die heißen Wälder der Provinz Godjam geschickt wurde. Was ich dort gesagt hatte, wiederhole ich jetzt: auch diesen Zeugen Ibrahim würde ich gerne vor ein internationales Forum laden - oder vielleicht ist einer der neugewählten Bundestagsabgeordneten so unabhängig und mutig, diesen Informationen nachzugehen. Ich versichere jedem Leser, der bereit ist, diesen Artikel an einflussreiche Bekannte oder Politiker aus seiner Umgebung weiterzureichen, daß die Aussagen der Zeugen verlässlich und vielfältig überprüfbar sind durch Aussagen von sehr vielen anderen Entronnenen.

Den ehemaligen Soldaten Ibrahim Ali Osman (im Heer der marxistischen abessinischen Machthaber trug er die Kenn-Nummer 840892) habe ich im Dezember des Jahres 1982 mehrere Tage in Damazien/Sudan erlebt und am 11. führte ich ein längeres Gespräch. Ibrahim erzählte, daß er aus dem Ort Metu, im Südosten Äthiopiens in der Region Illubabor gelegen, stammt. Metu liegt in der Nähe des islamischen Heiligtums Bure und der größeren Stadt Gore. Sein Vater ist Kaffeehändler, was heute aber keine große Freude bringt, da alle Preise durch die Regierung fixiert sind und auch die Quoten, die die Bauern abzuliefern haben. Ebenso sind die Preise für das Getreide festgelegt, aber auf eine Weise, daß die Bauern fast ihr Leben dabei verlieren - so hart müssen sie arbeiten, alles müssen sie abliefern und so wenig verdienen sie dabei. Hinzu kommen die absolut mörderischen Steuern, die für alles und jedes entrichtet werden müssen.

Ibrahim besuchte die Schule bis zur vierten Klasse, nicht weiter. Seine Muttersprache ist Oromo. In der Schule mußte er natürlich Amharisch lernen. Dann war er eine Zeitlang gezwungen, als Lehrer bei der großen Alphabetisierungsaktion der Regierung mitzuwirken. Der Unterricht war natürlich nur in Amharisch. Alle Bewohner der Gegend sind Omoro, aber sie müssen bei schwerer Strafe alle ihre eigene Sprache aufgeben und Amharisch lernen. Wer einen Tag fehlt, zahlt 5 Birr (= Dollar) Strafe. Beim zweiten Fehlen sind es schon 10 Birr. Danach aber wird mit Gefängnis bestraft (als wenn

bei uns jeder Russisch oder Chinesisch lernen müßte). Die Textbücher werden vom Ministerium geschickt. Die Bevölkerung lernt sehr unwillig, denn in jener Gegend ist man überwiegend islamisch und die Muslime lernen lieber Arabisch in ihren Moscheen und sonst sprechen sie Oromifa. ihre eigene Sprache (Amharisch war früher die Sprache der Christen. Heute ist es die Sprache der Marxisten - beides für Muslime als Zwangsunterricht schwer erträglich). Da es für Ibrahim in Metu und in der Region Illubabor kaum Chancen für einen Broterwerb gab - Händler oder Bauern leben wegen der festgelegten niedrigen Preise am Existenzminimum - verdingte er sich als Soldat. Er kam nach Hurso, unweit Erer Gota in der Nachbarschaft der Stadt Dire Dawa (Region Hararghe), also weit im Osten, um dort, nachdem er seine militärische Grundausbildung erhalten hatte, Schüler für den Krieg in Eritrea auszubilden. Ende des Jahres 1981 kamen 12.500 14-15jährige Oromojungen in das Militärlager Hurso und wurden dort sehr schnell, sehr oberflächlich für die mit großem Propagandaaufwand angekündigte „Operation Roter Stern“ vorbereitet. Diese Operation, die 6. Offensive gegen Eritrea, sollte das Problem im Norden des Vielvölkerstaates Äthiopien endgültig lösen. 120.000 Soldaten, 4 russische Generäle, ungeheuer viel Material - Panzer, Flugzeuge etc. - wurden bereitgestellt um die etwa 20.000 eritreischen Freiheitskämpfer zu schlagen.

Ibrahim Ah Osman erzählte, daß jedes Mal, wenn 12.500 junge Omoro in Hurso ausgebildet worden waren, also nach drei Monaten, eine Abschiedsparade stattfand. Danach zogen die nächsten Zwölftausendfunfhundert in das Lager. Bei einer solchen Abschiedsparade nun hat sich ereignet, was mich bewegt hat diesem kurzen Bericht jene merkwürdige Überschrift zu geben. Ein anderer Freund von mir, ein Oromo, den ich auch nur zu gerne selbständig denkenden und empfindenden Bundestagsabgeordneten vorstellen würde, saß bei dieser Parade

neben Vertretern der marxistischen Militärjunta und sagte zu seinem Nachbarn, als diese Kinder in für sie viel zu großen Uniformen und zu schweren Waffen vorbeimarschierten: es ist ein Jammer, alle gehen sie in den sicheren Tod (es ist jedermann deutlich, daß diese Kinder gegen die kampferprobten Eritreer nichts ausrichten können!). Der Repräsentant der Militärjunta antwortete: Gar kein Jammer! So soll es sein! Die Eritreer im Norden und die Oromo im Süden sind unsere Feinde. Es ist nur gegenseitige sich gegenseitig toten. So treffen wir zwei Vögel mit einem Steinwurf!

Ibrahim Ali Osman ist dann in Eritrea und Tigray, also noch oben im Norden des Vielvölkerstaates eingesetzt worden. In seiner Einheit so sagte er, gab es fast nur Oromo. Die Offiziere allerdings waren Amharen und Russen. Es gibt für Oromo kaum eine Möglichkeit, sich durch die Flucht zu retten, da sie von Eritreern Amharen und Russen umgeben sind. Die Masse der 14-15jährigen wird einfach dahin gemäht, und keiner kümmert sich um die Leichen.

Nach diesem Gespräch mit Ibrahim Ali Osman, der sich schließlich doch in den Sudan hat retten können, ist mir und sicher auch manchem Leser dieser Zeilen klar, daß es unsere Christenpflicht ist, den wenigen Elenden oder Glücklichen, die diesem Inferno entrinnen können, zu helfen. Das tut das BERLINER MISSIONSWERK durch seine Flüchtlingshilfe am Horn von Afrika. Es ist aber ferner Christenpflicht, wenn man diese Zusammenhänge und die Absicht der marxistischen Diktatur, ganze Völker auszurotten, erkennt, dies bekanntzumachen und das moralische Gewissen der Welt aufzurütteln. Darum bitte ich die Leser herzlich, neben den Spenden für die Flüchtlingshilfe auch nach Wegen zu suchen, einflussreiche Frauen und Männer auf die Tragödie am Horn von Afrika hinzuweisen. Schicken Sie ihnen einfach diesen Artikel zu oder das grüne Blatt, das der MISSION beiliegt und die Überschrift trägt: Wehrt dem Völkermord!

Gunnar Hasselblatt

14 Tagebuch eines Missionars

9. 12. Es sind weder die Koffer ausgepackt, geschweige denn der Stapel Briefe gelesen, als die Schwester und der Praktikant mit einem Spezialproblem ankommen: Sie hatten einen Krankenbesuch gemacht, um den sie gebeten waren in einem noch nicht erschlossenen, aber von Leuten besetzten Stadtteil, als Lastwagen der Stadtverwaltung in Polizeibegleitung ankamen, um die Häuser abzureißen und die Leute abzuziehen, was wegen des starken Regens nicht möglich war. Aber den Leuten wurde das Ultimatum gesetzt, binnen 24 Stunden auszuziehen. Die Schwester sagte: „Ich habe mit der katholischen Schwester gesprochen. Wir müssen mit dem Bürgermeister reden, daß er die Leute nicht einfach auf die Straße setzt — jetzt mitten in der Regenzeit und dann noch bei dem bedenklichen Gesundheitszustand der Leute (Malaria, Anämie, Unterernährung). Der katholische Pater ist auch dafür; er kann nur jetzt nicht. Wir müssen aber schnell handeln.“

Ich war zunächst völlig sprachlos. Mit so etwas hatte ich nicht gerechnet, befand mich auch noch auf der Reise — und nun so schwerwiegende Entscheidungen! Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ihre Frage war, ob wir als Team und als Kirche hier handeln wollten. Meine Teilnahme am Gespräch mit dem Bürgermeister wäre sehr gut, aber nicht unbedingt notwendig. Wir kamen zu dem Schluß, daß es hier um das Wohl und eventuell ums Überleben von vielen Menschen geht, und daß wir nichts Unrechtes täten, wenn wir als Gemeinschaft und nicht nur als Einzelne agieren würden bzw. Verantwortung übernehmen. So saßen unsere Missionsschwester, die katholische Schwester und ich wenig später im Amtszimmer des Bürgermeisters. Bei unserer Ankunft notiert er als erstes unsere Namen. Wir sagen: „Wir sind gekommen wegen der Leute, die am Stadtrand ein Grundstück besetzt haben und nun da raus sollen. Wir wissen, daß das nicht recht war, aber die Leute hatten keine andere Wahl. Sie warten z. T. schon ein bis drei Jahre auf ein Grundstück und haben jetzt kein Geld für Miete und fast nichts zum Essen. Wir verstehen, daß Sie für Ordnung sorgen müssen, aber wir bitten um eine ‚erste Hilfe‘, so daß die Leute nicht total auf der Straße liegen.“

Der Bürgermeister: „Sie heizen das Volk gegen uns auf. Das ist eine gefährliche Sache. Wir sind völlig im Recht. Was würden Sie tun, wenn die Leute Ihre Kirche besetzten?“

Wir: „Wir sind besorgt um den Gesundheitszustand und das Überleben der Leute. Wo sollen sie hingehen, wenn sie da raus gesetzt werden? Da sind viele Frauen und Kinder, deren Männer irgendwo als Tagelöhner arbeiten. Was sollen diese Menschen tun?“ Der Bürgermeister: „Sie sollen dort hingehen, wo sie hergekommen sind. Sie haben da vorher doch auch irgendwo gelebt und gewohnt!“

Wir: „Viele von ihnen sind in eine tragische Situation geraten. Durch Umzüge, Krankheit, Arbeitslosigkeit usw. haben sie jetzt nichts mehr; es gibt kein ‚zurück‘ mehr.“

Der Bürgermeister: „Woher wissen die Leute denn von dem Gebiet — z. B. diejenigen, die von weit her ankamen und die Stadt überhaupt nicht kannten, aber direkt an den Stadtrand fuhren und Land besetzten? Habt Ihr von der Kirche nicht Eure Hand ‚da im Spiel gehabt?“

Wir: „Lassen Sie uns das noch einmal klarstellen. Wir von der Kirche wollen nichts gegen die Gesetze des Landes tun oder gegen die Regierung arbeiten. Wir haben mehr oder weniger zufällig durch Krankheitsprobleme Kontakt zu den Leuten bekommen und sind nun verpflichtet, ihnen beizustehen. Wir bitten die Stadtverwaltung um ‚erste Hilfe‘ für diese Leute und wollen selbst mit-helfen, so gut wir können. Lassen Sie uns im Gespräch darüber bleiben!“

Der Bürgermeister: „Wir sind dazu da, um über sowas zu reden!“

10. 12.: Die angekündigte Ausweisung findet nicht statt, wohl aber ein Gespräch zwischen Abgeordneten der Stadtverwaltung und den Betroffenen, in dem es um gegenseitige Vorschläge geht, die bis Montag eingebracht werden sollen. Wir sind unheimlich froh und beginnen schon fast zu feiern.

11. 12.: Ich bin voll beschäftigt mit einer Konfirmandenfreizeit zum Thema: Was ist der Mensch?, als ich gerufen werde und erfahre, daß man seit nachts um 1.00 Uhr die Leute rausholt mit Lastwagen und Traktoren in Polizeibegleitung. Wir bangen darum, daß jetzt etwas Gewalttames passieren könnte. Wenn einem der Heimatlosen die Nerven durchgehen und er auf Arbeiter oder Polizisten schießt ... Ich telefoniere mit dem Superintendenten. Der sagt: die Verantwortung und das Risiko liegen bei Euch, aber informiert die Kirchenleitung!

Nachmittags erfahren wir, daß ca. 10 Familien in die städtische Sporthalle verfrachtet seien. Dort sollen sie warten, bis sie ein Grundstück in den nächsten Tagen bekommen. Damit die Sache nicht totgeschwiegen wird, wird von einer gemischten lutherisch-katholischen Kommission ein Manifest ausgearbeitet, was in den Gottesdiensten in der Woche verteilt werden soll.

12. 12.: Immer noch Konfirmandenfreizeit. Kindergeburtstag. Gottesdienst. Und die Leute in der Sporthalle.

Nach allem, was die Leute sagen, muß der katholische Kollege in der Frühmesse schwer auf die Pauke gehauen haben. Ich meinerseits halte mich ziemlich streng an das Thema Advent, Hoffnung, Verheißung und Erfüllung. Unter „Abkündigungen“ verlese ich das Manifest, ohne es weiter zu kommentieren. Mittags versuche ich ein wenig auszuruhen für den Kindergeburtstag, als ich gerufen werde mit der Frage: „Was hältst Du von einem ökumenischen Gottesdienst in der Sporthalle?“ Mit einem Schlag stehe ich wieder vor einer

unausweichlichen Frage: Klar, es ist auch für diese Menschen Advent. In kurzer Zeit ist unser Wohnzimmer sowohl mit vielen Geburtstagsgästen, als auch mit einer Gruppe gefüllt, die einen ökumenischen Gottesdienst vorbereitet.

Um 16.00 Uhr nachmittags sind wir dann in der Sporthalle, laden die Leute ein, üben Lieder und arbeiten einen Dialog über Luk. 10, 21-24 aus. Wir spüren alle, daß der Text in der Eile nicht gut ausgewählt war, aber es gibt doch einige gute Beiträge, auch noch eine Predigt von einem Pfingstler über Joh. 3, 16. Wenn wir im Glauben einig wären, gäbe das eine Kraft, so daß morgen schon unsere Probleme gelöst wären! Wir singen noch, beten gemeinsam.

Anschließend hören wir von den Leuten, daß sie gewisse Zweifel haben, ob die Stadtverwaltung Montag schon was tun wird. Sie hatte ja auch medizinische Hilfe und Lebensmittel versprochen, und bis jetzt nichts getan. Sie verfassen eine Bitte und unterschreiben alle. Es scheinen jetzt noch mehr Familien in die Halle gekommen zu sein. Es sind jetzt ca. 40 Familien. Man spürt, daß bald etwas geschehen muß. Lange geht das hier mit so vielen Leuten nicht gut.

13. 12.: Der Montag ist gekommen. Ich informiere die Kirchenleitung über die Ereignisse. Man bietet uns Unterstützung an. Ansonsten scheint heute alles still zu stehen. Die Stadtverwaltung tut nichts, und die Leute in der Halle werden langsam nervös.

14. 12.: Die Anzahl der Familien in der Halle scheint sich noch erhöht zu haben. Heute sperren Polizisten den weiteren Zulauf. Auch Besucher können nicht mehr hinein. Die Leute haben Hunger, viele sind krank, besonders Kinder. Oft fehlt Wasser. Sie reden jetzt davon, daß sie Gefangene seien; auch das Wort „Konzentrationslager“ fällt, und daß der Bürgermeister sie durch Hunger gefügig machen wolle. Wir verfassen einen Text, der über die Kirchenleitung publiziert werden soll, und geben ihn telefonisch durch. Die Schwester telefoniert mit dem schon gewählten nächsten Bürgermeister, der die Lage sehr ernst sieht.

15. 12.: Gespräch unseres Teams mit den Schwestern und dem Pater der katholischen Kirche: Wir versuchen, mit dem Bürgermeister Kontakt aufzunehmen, aber der lehnt Gespräch und unsere Mithilfe ab. Es ist uns klar, daß wir Lebensmittel beschaffen müssen, aber ein Aufruf an die Bevölkerung über den Radiosender gelingt nicht.

So gehen die Schwestern in den Geschäften der Stadt betteln und bekommen ein gehörige Portion Lebensmittel zusammen. Bei uns fährt die Militärpolizei vor. Ein höherer Offizier, der auch Mitglied unserer Kirche ist, stattet uns einen 5minütigen Besuch ab. Er sei enttäuscht und beschämt über das Verhalten ‚seiner Kirche‘. Es sei nicht die Aufgabe der Kirche, in sozialen und politischen Anliegen mitzumischen. Unser Manifest sei sehr ungenau formuliert und erwecke den Anschein, gesetzwidrig zu sein. Wir sollen davon ablassen,

die Leute, die sowieso in dieser Misere stecken, weil sie es nicht besser wollen, Landbesetzung zu unterrichten. — Was wir denn tun würden, wenn sie unsre Kirche besetzen? Er ließ uns keine Luft, um überhaupt etwas zu sagen. Nur ganz am Schluß konnte ich noch anbringen: „Wir lehren die Leute weder Landbesetzung, noch wußten wir etwas davon, bevor die Schwester um Hilfe in einem Krankheitsfall gerufen wurde und zufällig Zeuge der Ausweisung wurde. Wir haben keinen politischen Auftrag, aber das menschliche Leben ist uns heilig, und wir müssen etwas tun, wenn wir sehen, daß Menschenleben auf dem Spiel stehen.“

16. 12.: Heute erhalten wir die Nachricht, daß die Stadt Grundstücke vermessen und plant hat und die ersten Familien heute schon umziehen können. Abends heißt es, es werden wohl nur etwa die Hälfte der Familien ein Grundstück bekommen. Wieder Besorgnis und Drängen und Bitten bei den Verantwortlichen.

17. 12.: Die Schwestern werden zu einer Versammlung zugelassen, in der es um die Zuteilung von Grundstücken geht, die aber nicht stattfindet, denn zum angesetzten Zeitpunkt erscheint keiner von den Verantwortlichen. Wir sind alle voll am Rotieren wegen der vielen Dinge, die anstehen: zunächst, sich überhaupt erst wieder hier einzufinden und vieles aufzuarbeiten und in Ordnung zu bringen, wie z. B. den Toyota, was viel Energie und Zeit kostet. Außerdem haben wir viele Hausbesuche zu machen, um zur Frauenadventsfeier einzuladen, die Ausgangspunkt einer Frauenarbeit werden soll.

18. 12.: Den Schwestern ist es gelungen, einige Hilfe der Stadtverwaltung (z. B. Lastwagen) und Holzspenden von Sägereien für die Leute lockerzumachen, so daß die Leute sich „Häuser“ bauen können. Auch für die restlichen Familien in der Sporthalle besteht berechtigte Hoffnung auf ein Grundstück. Jetzt beginnt die Stadtverwaltung, die Sache für sich politisch auszuschlachten. Ein Angestellter sagt: „Wenn Ihr Euch nicht mit den Leuten von der Kirche eingelassen hättet, hättet Ihr nicht so viel zu leiden brauchen.“ Der Gouverneur verkündet durchs Radio, daß er Weihnachten mit den Leuten eine Tasse Kaffee trinken möchte. Es gibt durchaus Menschen unter den Heimatlosen, die dieses Spiel nicht durchschauen und auf die gute Arbeit der Partei und Stadtverwaltung setzen, worüber natürlich aufgeklärtere Mitleidende sehr erbost sind.

19. 12.: Vorbereitung der Adventsfeier und eines Gottesdienstes mit den „Umsiedlern“. Es ist ungeheuer schwül und droht jeden Augenblick zu regnen. Die Adventsfeier ist nicht so hervorragend besucht und läuft auch nicht sehr begeistert; aber ist vielleicht doch ein Neuanfang. Gleich nach Abschluß der Feier machen wir uns auf zu den Umsiedlern. Es ist ein eindrucksvolles

Bild: Ganz frisch planierte Erde, verkohlte Baumstümpfe sind mit einer Raupe weggeschoben. Fast alle sind noch am Bauen, Häuser und Baracken verschiedensten Typs entstehen. Die wenigen Habseligkeiten sind in Bündeln gesammelt. Holzgerüste sind mit Planen überdacht. Manche haben schon Bett und Gasherd im „Haus“, bei anderen schläft ein wenige Monate altes Kind auf einigen Stoffetzen auf dem Boden. So besuchen wir die Leute reihum und kündigen den Gottesdienst an. Dieses Bild wird für mich unvergeßlich bleiben: als das Trompetensignal ertönt, legt einer nach dem anderen das Handwerkszeug aus der Hand und stimmt mit ein in das Dank- und Loblied auf Gott, um Gott zu sagen, wie froh alle sind, daß er sie nicht allein gelassen hat und daß sie weiter mit ihm rechnen, daß er Gesundheit und Kraft schenkt zum Weitermachen. Es sind nicht alle gekommen, aber diejenigen, die diesen Gottesdienst mitmachen, sind mit ganzem Herzen dabei. Als wir uns beim Dunkelwerden verabschieden, wissen wir, daß wir in Christus Brüder sind, wissen um unsere Einheit und den gemeinsamen Kampf. Auf der Rückfahrt singen wir immer wieder diese Liedstrophe, die übersetzt heißt: Es wäre alles sehr viel besser, wenn Weihnachten nicht nur *ein* Tag wäre, wenn die Mütter Maria die Väter Josef wären, und wenn man selbst Jesus von Nazareth ähnlicher wäre.

20. 12.: An diesem Vormittag bekommen wir schnell zu spüren, daß der Kampf um die Grundstücke noch nicht abgeschlossen ist. Vertreter der restlichen 17 Familien werden zum Polizeipräsidium gerufen, wo der Polizeichef ihnen vorwirft, daß sie unrechtmäßig in die Sporthalle eingedrungen seien. Einige von ihnen hätten Land im Wald zum Bepflanzen und sie sollten sich mal schleunigst aus der Sporthalle zu ihrem Land machen. Es hilft nichts, daß sie entgegenhalten, daß die Lastwagen der Stadtverwaltung sie in diese Halle gebracht hätten und daß sie nicht auf dem Land leben könnten, weil es keine Straßen gäbe. Der Polizeichef läßt alle Namen aufschreiben und droht mit gewaltsamer Ausweisung für morgen. Auch die Namen der Schwestern werden notiert für spätere Verhöre (alles nur Einschüchterungsversuche!). Nachmittags eine ausführliche Besprechung mit dem katholischen Pater und Vertretern einer Initiativgruppe aus der Provinzhauptstadt. Abends kommt noch ein junger Mann und erzählt von Verhören im Polizeipräsidium und bittet um unsere Präsenz in der Turnhalle am morgigen Tag.

21. 12.: Die Verantwortlichen erbitten von den Schwestern die Liste mit den Namen der restlichen Familien, um die Grundstücke für sie zu vermessen und zu übergeben, — aber sie streichen die letzten drei Namen. Wieder dieser Ärger und dieses Tauziehen! Es ist fast wie Abrahams Fürbitte für Sodom und Gomorra. Warum sollen die letzten drei nichts bekommen? Bloß

sie weniger die Ellenbogen benutzen, oder weil es der Stadtverwaltung etwas unbequem ist und Mühe macht?

23. 12.: Einen Tag vor Weihnachten bekommen nun auch die letzten drei noch ihre Grundstücke. Sie freuen sich sehr, obwohl sie mit ihren paar Habseligkeiten über Weihnachten mitten im Busch im strömenden Regen sitzen.

Ich bin voll damit beschäftigt, unsere Reise zu einem Ort 200 km von hier vorzubereiten. Es gelingt noch, einige Defekte in der Elektroanlage des Toyotas zu beheben, aber der Scheibenwischermotor ist durchgebrannt, und so werden wir per Hand wischen müssen, denn es hat ein starker Dauerregen begonnen.

24. 12., Heiligabend: Trotz strömenden Regens bleiben wir nicht im Schlamm stecken und können abends eine Weihnachtsvesper feiern in der Siedlung 24. Das familiäre Weihnachten ist bei den Siedlern nicht so sehr feierlich, und in der Familie, wo wir absteigen, durch Krankheitsfälle sehr getrübt.

25. 12.: Einige Besuche. Überall gibt es Kaffee und Rotwein. Mittags müssen wir einen Braten probieren. Zum Kaffee gib't statt Kuchen Brot mit Margarine und Zucker. Das Geld ist halt knapp. Die Straße ist zwar neu gemacht, aber uns gelingt es doch noch, den Toyota völlig auf den Bauch zu setzen — eine Stunde vorm Gottesdienst ist das ganz schön spannend. Aber ein starker Mercedes-Benz zieht uns dann doch schnell raus. Gottesdienst in der Siedlung 28; und dann geht's weiter bei strömendem Regen in die Siedlung 8.

Gottesdienst in der Siedlung 8, und gleich anschließend machen wir uns auf den Rückweg, weil abends in der Siedlung 80 noch ein Gottesdienst sein soll. Unterwegs Reifenpanne. Das wäre nicht so schlimm, wenn nicht jemand unseren Wagenheber gegen einen kaputten ausgetauscht hätte, ohne etwas zu sagen. Es heißt also irgendwie weiterwurschteln!

Die letzten 10 km in der Siedlung 80 regnet es wieder in Strömen, und es ist jetzt schon klar, daß es heute Abend nur einen Familiengottesdienst geben wird, weil die Leute bei Regen nicht aus dem Hause gehen.

27. 12.: Rückkehr in unsere Stadt: Besonders Frau und Kind und mein Bruder sind froh, daß alles gut überstanden ist.

28. 12.: Die beiden Schwestern, meine Frau und ich machen uns an die Vorbereitung der Mitarbeiterfreizeit, die vom 30. 12. bis 2. 1. stattfinden soll. Nebenbei gibt es sehr viel technischen und finanziellen Kram zu erledigen.